

### **III. Kurzbiographien**

#### **a) Ehemalige Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen in Rowenki Werner Bundschuh**

##### **1. Die Illwerke-Arbeiter in Rowenki**

Dimitri **Adamenko**, Alexander **Holowtschenko**, Iwan **Nesterenko**, Wladimir **Samarski**, Nikolai **Tschernetz**, Pawel **Lapaew** und Nikolai **Kowalewski** haben eines gemeinsam: Sie stammen aus **Rowenki** und waren in ihrer Jugend auf den Baustellen der Illwerke AG, die sich heute im Besitz des Landes Vorarlberg befindet, als jugendliche Zwangsarbeiter beschäftigt.

Im Jahre 1998 waren wir bereits in Rowenki: Damals waren wir u.a. auch bei Anatoli Samarski, einem Verwandten von Wladimir Samarski, der heute im Altersheim von Rowenki lebt. Unsere Hoffnung, die Gesprächspartner von damals wieder zu treffen, erfüllte sich leider nur in den seltensten Fällen. Die meisten waren in der Zwischenzeit verstorben.

Nach unserer Rückkehr im Jahre 1998 erschien im „Bludenzer“ folgender Artikel:

#### **Beton, nichts als Beton!**

##### **Ehemalige „Illwerke“-Zwangsarbeiter erinnern sich**

Die kleine Wohnstube von Nikolaj Nestorenko ist zum Bersten voll. In seinem Häuschen in Rowenki (Ukraine) haben sich am 8. September 1998 mehrere Männer eingefunden, die ein gemeinsames Schicksal verbindet: Sie alle waren in jungen Jahren als Zwangsarbeiter nach Vorarlberg verschleppt worden und mussten auf den Baustellen der Illwerke unter den härtesten Bedingungen zum „Wohle des Dritten Reiches“ schuften.

Gespannt erwarten sie die angekündigten Gäste aus Vorarlberg. Am Vortag hatte die Historikerin Margarethe Ruff in Luhansk an die Anwesenden eine „humanitäre Spende der Illwerke AG“ (deren Höhe öffentlich nicht genannt werden darf!) verteilt. Jetzt wollte sie Nikolaj Nestorenko näher genauer über die Lebensumstände auf den Baustellen der Illwerke befragen. In ihrer Begleitung befinden sich Werner Bundschuh, der Obmanns der Johann-August-Malin-Gesellschaft, und der ORF-Reporter Markus Barnay, der die Aussagen Nikolaj Nestorenkos filmisch festhalten will. Die Befrager aus Vorarlberg erwarten sich von den Anwesenden genauere Informationen über jene Zeit, die bei uns immer noch gerne tabuisiert wird. Und die Erwartungen der Historiker werden nicht enttäuscht: Nikolaj Nestorenko besitzt schriftliche Aufzeichnungen von „damals“ und hat sich unter seinen Schicksalsgenossen den Ruf eines „Archivars der Illwerke-Zwangsarbeiter“ erworben.

Die Fragen nach den damaligen Lebensumständen wühlen bei allen schreckliche Erinnerung auf. Unter den Anwesenden befindet sich zum Beispiel Anatolij Samarski. Er war noch keine fünfzehn Jahre alt, als er zusammen mit seinem älteren Bruder nach Vorarlberg verschleppt und auf den Silvretta-Baustellen eingesetzt wurde. Sein Bruder Alexander wurde von der Baustelle weg ins Konzentrationslager Dachau eingeliefert und dort vermutlich gehängt. Sein genaues Schicksal konnte nie geklärt werden. Anatolij und sein Leidensgenosse Nikolai Pietrov unterscheiden sich von den anderen in der Stube in einem Punkt: Sie waren nach über fünfzig Jahren von der Johann-August-Malin-Gesellschaft wieder nach Vorarlberg eingeladen worden und konnten dort als Zeitzeugen von ihrem Leidensweg berichten.

Nikolaj Nestorenko und die anderen haben nun zum ersten Mal nach über fünfzig Jahren die Gelegenheit, den Zeithistorikern von ihrem Jugendtrauma zu berichten.

Mit bebender Stimme präsentiert der „Archivar“ genaue Zahlen (die allerdings einer wissenschaftlichen Überprüfung nur teilweise standhalten!), differenziert die Lebensbedingungen auf den Silvretta-Baustellen je nach Unternehmen. Es habe ein deutlicher Unterschied bestanden, ob man bei der Baufirma Pümpel, Hinteregger, Rhomberg oder Reichenbach eingesetzt gewesen sei. Auf die Frage, was in seiner Erinnerung fünfzig Jahre lang am stärksten haften geblieben sei, antwortet er ohne: *„Ich erinnere mich an Beton, nochmals Beton und an die Kälte, die furchtbare Kälte. Und wir waren so jung damals. Fünfzehn, sechzehn Jahre alt.“ Und alle nicken, als er fortfährt: „Es war ein Unrecht, ein furchtbares Unrecht!“*

Der „Archivar“, der sich heute auf zwei Krücken fortbewegen muss, legt auf eine Aussage besonderen Wert: „Ich habe trotz allem meinem Arbeitseinsatz in Vorarlberg mit Glück überlebt. Andere nicht. Viele sind von der Baustelle weg in ein Konzentrationslager verschwunden und man hat nie mehr etwas von ihnen gehört.“

Diese Reise in die Ukraine erfüllte für die Vorarlberger Delegation mehrere Funktionen: Zum einen wurden in Luhansk gesammelte Spendengelder für ehemalige Zwangsarbeiter(innen) verteilt, zum anderen Oral-history-Studien durchgeführt. Denn Luhansk und Rowenki bieten für historische Feldforschungen dieser Art ideale Voraussetzungen. Ganze Straßenzüge werden heute noch von Menschen bewohnt, deren Bewohner(innen) einst in Vorarlberg gewesen sind!

Die Vorbereitung dieser Reise dauerte Monate. Es galt, in Zusammenarbeit mit den örtlichen Zwangsarbeiterorganisationen in der Ukraine zunächst Listen der Betroffenen zu erstellen. Jene Namensliste, die Margarethe Ruff durch ihre gewissenhafte Quellenarbeit erstellen konnte, wurde vom Gebietsvorsitzenden Alexej Ponomarjow gewissenhaft überprüft. Er konnte sich dabei auf Akten des sowjetischen Geheimdienstes stützen. Denn die Rückkehrer aus der Zwangsarbeit wurden als „Spione in Feindesland“ verdächtigt und gerieten in die Fänge des KGB. So wurden sie doppelt getroffen: Als Jugendliche zur Zwangsarbeit in einem fremden Land verdammt, als Rückkehrer jahrzehntlang gesellschaftlich geächtet, wenn sie vom stalinistischen Terrorregime nicht noch ärger betroffen waren! Das Verblüffende für uns Historiker war, wie genau die Recherchen übereinstimmten. Die Unterlagen in den Gemeindearchiven im Montafon fanden ihre Bestätigung in Luhansk. Dies ist eine wichtige Erkenntnis für künftige Forschungsarbeiten!

Nach längerem Zögern und schwierigen Verhandlungen hatten sich die heutigen Verantwortlichen der Illwerke AG durchgerungen, Margarethe Ruff damit zu beauftragen, eine „Geheimspende in ungenannter Höhe“ an ehemalige ukrainische „Illwerke“-Zwangsarbeiter zu überbringen. Wohlgermerkt „eine humanitäre Spende“, keine Entschädigung für erlittenes Unrecht! Denn jeder Anschein eines „Schuldbekenntnisses“ sollte vermieden werden. Gleichzeitig konnte der von Margarethe Ruff, dem „Theater Kosmos“, der Johann-August-Malin-Gesellschaft und der grünen Bildungswerkstatt initiierte „Zwangsarbeiter-Opferfonds“ abgewickelt werden. 62 Frauen und Männer aus der Umgebung von Luhansk und Rowenki erhielten schließlich nach eingehenden Überprüfungen in heimischen und ukrainischen Archiven einen Betrag zwischen 100 und 200 Dollar. Für unsere Verhältnisse ist dies ein lächerlicher Betrag, doch man muss sich vor Augen halten, dass eine durchschnittliche Pension in diesem Gebiet ca. S 300.- beträgt!

Das Geld, das wir verteilen konnten, war für viele ein Rettungsanker. Welche ergreifenden Szenen spielten sich im Saale ab und ließen die menschliche Tragödie dieser ehemaligen Zwangsarbeiter(innen) erahnen. Ein Mann wurde vom Operationstisch weg im Taxi zur Verteilungsstelle gefahren, obwohl er noch nicht fertig operiert war! Das Geld aus Vorarlberg war wichtiger! Oder der Schreiber dieses Artikels wird den Anblick jenes Mannes nicht mehr vergessen, der erschienen war, obwohl er als einziger weder auf unserer noch auf der ukrainischen Liste aufschien. „Schruns, Partenen, Silvrettadorf...“ stammelte er mehrmals. In seinen

Augen war die nackte Angst zu erkennen, kein Spendengeld zu erhalten. Doch seine Angaben waren zu ungenau. Er konnte sie von anderen haben. Nach mehrmaligem Nachfragen, ob er sich an Besonderheiten erinnern könne, kam „Schruns, Pümpel, Partenen, Silvrettadorf“ über seine Lippen. Von der Firma Pümpel war bis zu diesem Zeitpunkt noch keine Rede gewesen. Also war auch er in Vorarlberg gewesen...

Wenige Monate zuvor hatte Margarethe Ruff einen ähnlichen Betrag an circa 30 ehemalige Zwangsarbeiter(innen) in Kremetschuk verteilen können. Damals wurde sie von der „grünen“ Landtagsabgeordneten Brigitte Flinspach begleitet. Als die Vorarlberger Autoren Gesellschaft vor zwei Jahren das Buch „Um ihre Jugend betrogen. Ukrainische Zwangsarbeiter/innen in Vorarlberg 1942-1945“ von Margarethe Ruff publizierte, konnte sie nicht ahnen, welche Aktualität dieses Thema bekommen sollte. Die Haltung der Vorarlberger Landesregierung und der Illwerke AG, dass man schließlich rechtlich keinerlei Verpflichtung habe, etwas für die ehemaligen Zwangsarbeiter(innen) zu tun, erweist sich im Zuge der derzeitigen internationalen Diskussion als äußerst fragwürdig und bedenklich. Das Thema Zwangsarbeit während der NS-Zeit ist keineswegs vom Tisch und wird auch die „Illwerke AG“ weiterhin beschäftigen.

Unser Aufenthalt in der Ukraine wurde von den dortigen Medien mit größtem Interesse verfolgt. Fernseh-, Rundfunkanstalten und überregionale Zeitungen berichteten von unserer Spendenaktion. Selbst in großen Kiever Zeitungen wurde berichtet. Besonders registriert wurde, dass österreichische Spendengelder angelangt waren. Denn bisher waren nur deutsche Spendengelder verteilt worden. Allerdings eine so zielgerichtete Auszahlung von Spendengeldern wie beim Vorarlberger Privatfonds ist keine Selbstverständlichkeit. Millionen DM aus dem deutschen Opferfonds sind in den letzten Monaten spurlos verschwunden!

Wie brennend das Problem der Entschädigung der ehemaligen Zwangsarbeiter(innen) ist, zeigte uns ein Besuch bei der österreichischen Botschaft in Kiev. Dort konfrontierte uns der österreichische Konsul mit einem beachtlichen Aktenberg. Wöchentlich muss er Anfragen bezüglich Arbeitszeitbestätigungen von ehemaligen Zwangsarbeitern nach Österreich weiterleiten. Nur wer seinen Aufenthalt während der Kriegszeit lückenlos nachweisen kann, erhält aus dem deutschen Opferfonds eine entsprechende Entschädigungszahlung. „Der Bombenkrieg in Österreich war seltsam. Krankenkassenlisten blieben in der Regel verschont, die Firmenarchive brannten.“ So sarkastisch kommentiert der Konsul die Tatsache, dass viele Firmen entsprechende Anfragen nicht beantworten wollen. Und frustrierend sei, dass er schon wisse, was er dem Antragssteller zu antworten habe: „Sie haben zwar von 1941 – 45 bei einer Firma, die sich auf dem Boden des heutigen Österreich befindet, gearbeitet, aber leider hat damals Österreich nicht existiert. Wenden Sie sich an Deutschland!“ In der Praxis existiert also die „österreichische Opferthese“ – die Vorstellung von Österreich als dem ersten Opfer der Hitler-Aggression – immer noch uneingeschränkt. Damit werden materielle Ansprüche abgeschmettert.

Univ. Prof. Stefan Karner, der Leiter des „Ludwig Boltzmann Instituts für Kriegsfolgenforschung“, hat bei der Landesregierung ein umfangreiches Projekt zur Erforschung der „Fremd- und ZwangsarbeiterInnen während der NS-Herrschaft in Vorarlberg und die Folgen für die Betroffenen in der Nachkriegszeit“ eingereicht. Aufbauend auf den Arbeiten von Margarethe Ruff und der Johann-August-Malin-Gesellschaft sollen nicht nur die ukrainischen ZwangsarbeiterInnen erhoben werden. Denn selbstverständlich haben auch auf den Baustellen der Illwerke nicht nur Ukrainer gearbeitet. Die polnischen Zwangsarbeiterorganisationen haben in den letzten Wochen ihre Forderungen an deutsche und österreichische Firmen artikuliert und selbstverständlich werden auch die Illwerke damit konfrontiert werden – ob es den heutigen Firmenchefs passt oder nicht! Karner schreibt: „Es waren nicht nur ukrainische, russische, polnische oder bulgarische Zwangsarbeiter, die durch die Arbeitsämter an entsprechende Arbeitsstellen vermittelt wurden und dort unter oft härtesten Bedingungen ihren Ar-

beitseinsatz erfüllen mussten, sondern auch französische, holländische und italienische Zivilisten, die als Zwangsarbeiter ins Deutsche Reich und im konkreten Fall nach Vorarlberg kamen. Vielen Bewohnern Vorarlbergs wird jene Zeit noch in Erinnerung sein, als die mit speziellen Abzeichen versehenen Fremd- und ZwangsarbeiterInnen in ihren Städten und Dörfern zu einem gewohnten Anblick wurden.“

Die Zeit drängt: Viele hoffen auf eine „biologische Lösung“ des Problems, denn die Sterberate unter den ehemaligen Zwangsarbeitern(innen) ist besonders hoch. Doch es wird noch mindestens zwei Jahrzehnte dauern, bis wirklich alle gestorben sind und verstummen. Das Problem wird deshalb auch in den nächsten Jahren akut bleiben, wenn es nicht anständig gelöst wird.

Dieser Artikel soll deswegen zitiert werden, weil er eine zentrale Forderung enthielt: Die wissenschaftliche Aufarbeitung der „Illwerke-Geschichte“. Harald Walser und der Autor reichten im Rahmen der „österreichischen Historiker/innen-Kommission“ ein diesbezügliches Projekt ein, das nicht angenommen werden konnte, da bereits an der Universität Wien eine Dissertation zu diesem Thema an Jens Gassmann vergeben worden war und damit das Thema „Illwerke“ im Rahmen der Historikerkommission nicht mehr bearbeitet werden konnte.

Über sieben Jahre konnte Jens Gassmann im Auftrag der „Illwerke AG“ forschen – in Rowenki war er nicht. Seine Dissertation liegt nun vor, wer sie allerdings lesen möchte, wird enttäuscht. Die Dissertation ist noch bis 2011 „gesperrt“. Eine diesbezügliche Recherche ergibt folgendes Bild:

Verteidigung der Dissertation am 14.10.2005 (Begutachter: Wolfdieter Bihl / Lothar Höbelt): Zwangsarbeit in Vorarlberg während der NS-Zeit unter besonderer Berücksichtigung der Situation auf den Illwerke-Baustellen.

Die Arbeit ist nicht erhältlich über die Vorarlberger Landesbibliothek, die Österreichische Nationalbibliothek oder die Universitätsbibliothek der Universität Wien.

Jens Gassmann ist Autor folgender Diplomarbeit:

Gassmann, Jens Christian: Die militärische Verwendung von Hunden im Laufe der Geschichte, unter spezieller Berücksichtigung Deutschlands während der Neuzeit, 1998 290, [7] Bl. OeB1999,B,02 14, Wien, Univ., Dipl.-Arb., 1998

In der österreichischen Dissertationsdatenbank - [http://media.obvsg.at/display\\_object\\_id=67846](http://media.obvsg.at/display_object_id=67846) findet sich folgende

### **Kurzfassung deutsch**

Diese Dissertation die Lebensverhältnisse für Zivil-, Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene auf den Montanbaustellen der Vorarlberger Illwerke AG in der Region Montafon zur Zeit des Nationalsozialismus dar. Beginnend mit einer geographischen und historischen Einführung zur Charakteristik des Landes Vorarlberg und seiner Bedeutung für die Elektrizitätswirtschaft, wird das Entstehen der ansässigen Elektrizitätskonzerne sowie die von Anfang an geplante Einbindung in das Deutsche Verbundnetz dokumentiert.

Chronologisch vorgehend, wird über die Zeit des Anschlusses Vorarlbergs und den einhergehenden Wandel der Arbeitsbedingungen auf den Baustellen durch die Kontrollfunktion der Deutschen Arbeitsfront als politische Interessensvertretung im Namen der Arbeiter und Machthaber die frühe Situation auf den Baustellen dokumentiert. Parallel dazu wird hergeleitet, warum es im deutschsprachigen Raum überhaupt zum Phänomen der Zwangsarbeit kommen konnte, beginnend mit der juristischen Situation zur Zeit des Zweiten Deutschen Reiches, dem internationalen Recht bis zum Ersten Weltkrieg in Vorarlberg, wo bereits schon einmal Kriegsgefangene aufgrund Arbeitskräftemangels eingesetzt waren. Ein Vergleich zwischen Erstem und Zweitem Weltkrieg in puncto Arbeitseinsatz gegeben wird.

Verwaltungstechnisch fokussierend wird weiters von der Ebene Reich-Gau-Region-Baustelle den Fragen nachgegangen, wie die konkrete Organisation in puncto Zusammenarbeit mit der

Rüstungsindustrie, der Konstellation zwischen Ministerien, Besitzern, Auftraggebern, Generalunternehmern und Subunternehmern ausgesehen hat.

Forschungsschwerpunkt ist die Dokumentation des Alltagslebens der Arbeitskräfte unter Berücksichtigung einer chronologischen Abfolge der Ereignisse (Ankunft, Zuweisung, Arbeit und Rückkehr) unter Beibehaltung der Fokussierung der vertikalen Organisationsstruktur. Konkret wurden Dokumentationsfragen in puncto Ernährung, Lebensmittelversorgung, Entlohnung, Steuerpflicht, medizinischer Versorgung, Freizeitgestaltung, Unfälle, (Militär-)Justiz, Flucht, und der Schweizer Flüchtlingspolitik, sowie eine Risikoanalyse für die in Entstehung befindlichen Bauten vorgenommen.

Quellentechnisch besteht die Arbeit aus der Auswertung der im Lande Vorarlberg vorhandenen Akten des Landesgerichtes Feldkirch und des Vorarlberger Landesarchives, somit aus der Auswertung der Archive der Vorarlberger Illwerke, diverser Archive von Subunternehmern, Pfarrbüchern, Einwohnermeldekarteien, etc. und Interviews von Zeitzeugen.

Als Verwaltungseinheit zum Gau Tirol-Vorarlberg gehörend, wurden ebenso das Tiroler Landesarchiv sowie zahlreiche andere Archive im In- und Ausland, wie beispielsweise das Bundesarchiv Militärarchiv Freiburg, Bundesarchiv Bern, u.a. auf Hinweise zum Forschungsschwerpunkt der Dissertation ausgewertet.

Der Autor dieses Berichts konnte die Dissertation bei der Illwerke AG einsehen. Obwohl sie über 1000 Seiten aufweist, ergeben sich wenig neue Aspekte. Einige Präzisierungen, Ergänzungen und versuchte „Rechtfertigungen“ sind konstatierbar, besonders das NS-DAF-Material ist neu. Ein Manko ist allerdings die mangelnde Feldforschung, z.B. in der Ukraine.

Das Gespräch mit Dimitri Adamenko müssen wir auf der „Gasse“ vor dem Haus führen. Im Hintergrund der Bergarbeitersiedlung in der Nähe von Rowenki sind Abraumhalden zu sehen. Nicht dass er seinen Gästen gegenüber unhöflich sein möchte: Aber seine Frau ist schwerstkrank, und ein Betreten seines abgelegenen Hauses in einer Bergwerkssiedlung in der Nähe von Rowenki deshalb unmöglich. Wegen der Krankheit seiner Frau habe er wenig Zeit. Er müsse sie rund um die Uhr betreuen. Auch er sei krank, seine Leber sei schwer geschädigt. Doch für uns nehme er sich für ein kurzes Gespräch Zeit.

Nachdem Dimitri das Gartentor geöffnet hatte, überraschte er uns mit dem Ausruf auf Deutsch: „*Hilbe wollte mich erschlagen!*“ Dies waren seine ersten Worte zur Begrüßung. Und er führte dabei mit seinen Händen eine Hackbewegung aus. Er sei 15 Jahre alt gewesen, als ihm der Aufseher Hilbe auf der Silvrettabaustelle mit der Hacke ins Genick geschlagen habe. Es sei reiner Zufall, dass er noch lebe.

Adamenko beherrscht noch einige Brocken Deutsch: Hilbe habe zu ihm gesagt: „*Du fauler russischer Hund, schneller arbeiten!*“ Sie mussten Beton mischen und Röhren beim Silvrettadamm erlegen. „*Wir haben gearbeitet, wir haben nicht gewusst wo, mit der Schaufel, dort waren Rohre, dann die Rohre hineingelegt, am Silvrettadamm*“. Untergebracht war er im Silvrettadorf.

Besonders unser Dolmetscher Denis Danchenko war bei dieser Schilderung irritiert, denn er suchte in unserem Auftrag gleichzeitig den Vater von Karl Hilbe! Wir mussten ihm erklären, dass es sich um zwei völlig verschiedene Personen handeln würde: Der Bauaufseher und der Ziehvater von Karl Hilbe (siehe dessen Lebensbericht!). Inwieweit die beiden „Hilbes“ allerdings verwandt waren, ließ sich nach der Rückkehr nicht klären.

Das kurze Gespräch mit Dimitri drehte sich um die Arbeitsbedingungen auf der Illwerke-Baustelle und seine Rückkehr: 1945 sei er in Köln in ein Filtrationslager gekommen. Er sei von dort geflüchtet, man habe ihn allerdings gefangen und in Bochum verhaftet. Seine Erinnerungen an die Ereignisse von damals sind lückenhaft:

„Sind Sie direkt aus Österreich in die Ukraine gelangt?“

„*Ich weiß es nicht mehr, ich bin dort erkrankt. Sie haben mich vom Gebirge herab gebracht in ein Lager, an einen anderen Ort und von dort bin ich geflohen und im Gefängnis gelandet. Ich habe mit der Leber Probleme, ich bin krank. Ich habe Leberzirrhose, ich habe es 1945 bekommen.*“

Wann sind Sie wieder zurückgekommen in die Ukraine? 1945.

Direkt aus Österreich hierher?

„*Nein, ich war in einem Filtrationslager in Köln. Dort bin ich geflohen und kam ins Gefängnis. Jetzt habe ich vergessen, was es war. Bochum?*

Waren Sie lange im Gefängnis? *Nicht lange. Ein Monat.*

Wie ist er Ihnen im Gefängnis ergangen? „*Ich bin wegen meiner Flucht im Gefängnis gelandet. Als amerikanische Flugzeuge anfangen zu bombardieren, mussten wir die Löcher in den Straßen reparieren, dann*

## *Adamenko Dimitri*

*Jg. 1924  
aus Rowenki*



*sind amerikanische Soldaten gekommen und haben uns befreit und haben uns zu den Russen gebracht. Ich habe schon viel vergessen.“*

Nach seiner Rückkehr arbeitete er im Bergwerk: *„Ich habe im Bergwerk gearbeitet. Dort war ein Lager. Wir haben sehr viel gearbeitet. In diesem Lager waren Holzpritschen. Verdorbene Kartoffeln, Brückwa, Rotkohl, Weißkohl, Kohlrabi...“*

Ein Segen für ihn waren die 200 Dollar, die er von uns 1998 erhalten hat. *„Ich war damals nicht in Luhansk, ich war krank, meine Frau ist statt mir hingefahren.“*

Auch „die große österreichische Entschädigungszahlung“ hat er bekommen, und er sei für sie dankbar: *„Ich war im Krankenhaus ... ich habe schon lange eine Leberzirrhose und immer noch lebe ich, dank der Medikamente. Die sind allerdings sehr teuer, sie kosten schon 32 Grivna, davon muss ich 30 Stück nehmen pro Monat. Ohne diese Medikamente würde ich nicht mehr leben.“*

*Meine Frau liegt jetzt im Haus. Sie kann nicht laufen, ich muss sie füttern. Schon seit einem Monat. Ich bin schon so müde, sie kann nur einen Grießbrei essen. Sie kann nichts anderes essen. Sie kann nicht laufen, sie liegt nur im Bett.“*

Auf die Frage, ob er wegen der Zwangsarbeit in Österreich berufliche Nachteile gehabt hätte, antwortete er: *„Es gibt ein paar Leute, die es mich fühlen ließen, dass ich in Deutschland war! Sie haben nicht gewusst, dass ich in Österreich war, die meinten in Deutschland, die unterschieden nicht. Bei der Arbeit hat mich niemand unterdrückt. Es gibt einfach solche. Die Kinder haben die Nachteile nicht mehr gespürt.“*

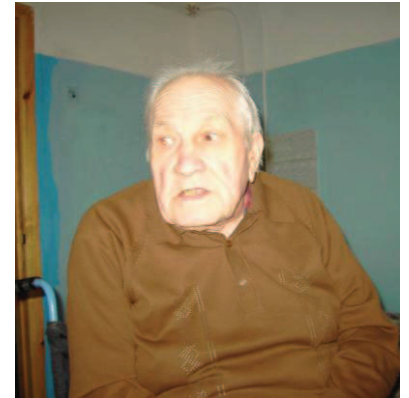
Auch Dimitris Sohn arbeitete unter Tag: 30 Jahre lang war er im Bergwerk. Für die beiden Enkel erhoffe er sich eine bessere Zukunft...

Der einstige Lokomotivführer Wladimir Samarski empfängt uns im Rollstuhl sitzend im Altenheim in Rowenki. Vor zehn Jahren war dieses Altersheim in einem desolaten Zustand. Die Vorarlberger Landesregierung wollte damals mit „Entschädigungszahlungen“ nichts zu tun haben, unterstützte aber über die Caritas die Sanierung dieses Altersheims. Dank auch anderer Fördermittel präsentiert sich dieses Altersheim in einem erstaunlich guten Zustand.

**Samarski  
Wladimir  
aus Rowenki**



Das Altersheim von Rowenki



In seinem sauberen Zimmer begrüßt Wladimir Samarski Margarethe Ruff mit: „Meine liebe Madam!“ Er erinnert sich noch gut an den Besuch im Jahre 1998. Und der rüstige Greis erzählt in einem Fluss von den zentralen Ereignissen seines Zwangsarbeiterdaseins im Silvrettadorf und von der Hinrichtung des Bruders von Anatolij Samarski.

Dieser Fall wurde nach Kriegsende vom KGB untersucht. Er habe mit jenem Mann in der selben Straße gewohnt, der vier Männer an die Gestapo verraten habe und die daraufhin hingerichtet worden waren, u.a. auch der Bruder von Anatolij. Der Denunziant Awramenko hatte eine Frau, die er verließ, um eine andere zu heiraten. Die erste Frau ging zum KGB und erzählte die Geschichte ihres Ex-Mannes, der daraufhin zu 15 Jahren Haft verurteilt wurde. Anatolij Samarski sei nach seiner Rückkehr nach Rowenki wegen der Hinrichtung seines Bruders selbst in Schwierigkeiten geraten, weil man ihm *„zuerst das mit seinem Bruder nicht geglaubt hat.“*

Nach dem Krieg war er vier Jahre und acht Monate lang Soldat in der Flotte. Weil er in Österreich Ostarbeiter war, musste er ein Jahr und acht Monate länger als üblich dienen. Seine Erlebnisse in „Österreich“ er war auf der Silvretta, in Schruns, in Innsbruck und in Telfs – behielt



er für sich: Über die Kriegszeit sprach er nur mit Freunden, die auch in „Österreich“ gearbeitet hatten, mit seiner Frau und seinen Eltern.  
*„Mein Onkel war beim Militär, und er war damit Träger von Militärgeheimnissen. Ich habe gedacht, wegen meines Aufenthalts in Österreich bekommt er keine gute Stelle. Aber er hat gesagt, das hat ihn nicht gestört. Das hatte keine Wirkung auf seine Karriere, weil ich nichts Ungegesetzliches getan habe.“*

Die sowjetischen Behörden sahen dies allerdings anders: Bei Berufsantritt verlangte man von ihm einen detaillierten Lebenslauf. Sein dreijähriger Aufenthalt in Österreich wurde ihm vorgeworfen und ihm wurde unterstellt, dass er etwas zu verbergen hatte. Es hieß: *„Du musst dich in Acht nehmen, wir werden dich kontrollieren! Was hätten wir damals machen sollen? Wir waren doch noch fast Kinder als sie uns geholt und in die Waggons gesteckt haben! Wir sind doch nicht freiwillig gegangen!“*  
Ein ukrainisches Sprichwort heiße: *„Du hast einen Schwanz hinter dir!“*  
Es bedeutete eine dunkle Vergangenheit zu haben. In seinem Fall sei es die Zeit in Österreich als Zwangsarbeiter.

Doch auch dort gab es einzelne Menschen, die Mitleid mit den Ostarbeitern hatten:

*„Einzelne Einheimische haben uns sehr viel geholfen. Dort gab es aber auch Menschen, die Mitleid mit uns hatten. In Vorarlberg nicht so sehr, aber in Tirol. Im Gebirge nicht, aber in der Stadt haben sie uns Brot gegeben. Wir haben in Bludenz Brotmarken erbettelt, die Frauen haben uns mit Karten geholfen und haben gesagt: 'Hitler kaputt'. Diese österreichischen Menschen waren mit dem Hitler sehr unzufrieden, ich habe das gut bemerkt.*

*Diese Menschen waren mit der Situation unzufrieden. Ich habe bei der Eisenbahn in Bludenz gearbeitet. Dort war ein Meister Anton, der zu mir gesagt hat, Hitler sei gut. Ich habe ihm geantwortet - ich konnte ein bisschen Deutsch - für euch ist er vielleicht gut, aber für uns Ausländer nicht.“* Natürlich hätte es auch „Lumpen, Faschisten“ gegeben - und die hätten Entsetzliches angerichtet.

Die Arbeit in Österreich sei schwer gewesen: *„Harte Arbeit. Beton, 10 Stunden lang. Im Tirol habe ich im Tunnel gearbeitet, der letzte Tunnel war ein - wie sagt man? -Bombenschutzkeller, wo die Leute sich bei Bombenangriffen versteckt haben.“*

Aus Österreich habe er für diese Arbeit 2.500 Euro, dann 100 und zuletzt 80 Euro erhalten -und die 200 Dollar von uns. *„Österreich hat uns ausbezahlt, wir haben wunderbare Kraftwerke gebaut, vier oder fünf haben wir gebaut in der Silvretta, Schruns. Darum denke ich, waren sie wahrscheinlich dankbar und haben Entschädigung bezahlt. Die österreichische Entschädigungszahlung ist bei mir eingetroffen, dazu eine Schachtel mit Medikamenten und ein Blutdruckmesser. Das Geld habe ich der Nichte meiner verstorbenen Frau gegeben.“*

Wir verzichteten darauf, die „Dankbarkeit“ der Profiteure näher zu erläutern!

Ein guter Freund von Nikolai Pietrov, der 1998 gemeinsam mit Anatoli Samarski in Vorarlberg zu Besuch gewesen war, ist der heute 82-jährige Alexander Holowtschenko. Er hat auf den Baustellen der Illwerke bei den Baufirmen Alfred Kunz, Rhomberg und Hinteregger gearbeitet. Seine Frau, mit der er seit 1948 verheiratet war, überlebte drei Jahre KZ Auschwitz. Er lebt heute mit einer seiner Töchter zusammen und erzieht mit ihr gemeinsam einen Urenkel.



In der Wohnung von Alexander Holowtschenko: links Denis Danchenko (Dolmetscher), Werner Bundschuh, Anatolij Holowtschenko und seine Tochter, M. Ruff

1999 erhielt seine Frau die Entschädigungszahlung aus Deutschland, 2001 kam für ihn jene aus Österreich. Diese Zahlungen haben es ihm ermöglicht, eine Wohnung und Medikamente zu kaufen. Insgesamt sei es jetzt nach den geleisteten Zahlungen viel leichter geworden, in der Ukraine über diese Zeit zu sprechen. Und das sei gut so.

Seit unserem Besuch 1998 habe er ständig die Debatte über die Entschädigung im Fernsehen und im Radio verfolgt. Die Beschäftigung mit seiner Zwangsarbeitervergangenheit in Vorarlberg sei für ihn ein wichtiges Thema geworden. Es hätte auch einmal ein Treffen in Rowenki im Sozialamt zu diesem Thema gegeben.

Gegen Kriegsende gehörte er zu jenen Vorarlberger Zwangsarbeitern, die bei St. Margarethen an die Schweizer Behörden übergeben wurden.

*„Am 9. April 1945 sind Tausende Ostarbeiter über die Schweizer Grenze gegangen. Zunächst durften wir nicht hinein, wir und genauso die Polen. Danach hat unsere Regierung dafür gesorgt, dass wir dort bleiben durften. Dann habe ich fünf Monate in der Schweiz gelebt. Von Moskau ist dann eine Delegation von 20 Leuten mit einem zweimotorigen Flugzeug gekommen. Von diesen 10000 Leuten hat man je 2000 Leute aufgeteilt, und die wurden nach Deutschland geschickt. In Deutschland gab es schon russische Soldaten. Meinen Geburtsjahrgang hat man zum Militärdienst eingezogen. Nach einem Jahr war ich wieder zuhause!“*

## Holowtschenko Alexander

aus Rowenki



Nicht vergessen kann er jenes Drama, bei dem sein Freund Iwan Gregorjewitsch Nesterenko ums Leben kam. Alexander Holowtschenko arbeitete seit 1942 auf der Silvretta. Auch er machte mit dem AEL Reichenau Bekanntschaft:

*„Ich war in Innsbruck in einem Arbeitserziehungslager, zwei Monate. Ich hatte keine Schuld, und trotzdem bin ich dorthin gekommen! Acht Wochen lang! Wenn man dort nicht gegen die Regeln verstieß, wurde man an die alte Arbeitsstätte zurückgeschickt – Arbeit im Tunnel. Ich auch. Wir haben den Tunnel gebaut und als die Arbeit dort beendet war, wurden wir nach Partenen gebracht. Dort auf diesem Berg wurden wir in einem Lager untergebracht. Alle Leute mussten verschiedene Tätigkeiten machen. Ich habe einen Damm gebaut, ihn ausbetoniert. Mein Kusine lebt noch. Ich bin 81 und mein Kusine ist 82. Dieser Kusine war mit einem Boot auf diesem Stausee. Das war 1943. Dieser Damm wurde in diesem Jahr langsam mit Wasser aufgefüllt. Dort wurde mein Kamerad getötet. Er war sehr unerfahren und eine Stange ist auf ihn gefallen und hat ihn getötet. Er wurde einen Meter tief in die Erde gedrückt – tot geschlagen. Die Österreicher ließen es zu, dass wir den Kameraden ehrenvoll begraben haben, auf einem österreichischen Friedhof. ....Die Österreicher haben erlaubt, ihn von der Silvretta hinab nach Partenen zu bringen. und ihn dort ehrenvoll zu beerdigen.“*

1944 wurde Alexander nach Dornbirn verlegt und er musste dort Stromleitungen aufstellen.

Gegen Kriegsende seien sie *„von einem Haus zum anderen gegangen und hätten zum Beispiel um Salz gebettelt, das ist gegen Skorbut. Die Frauen haben gefragt, ob wir Russen sind. Ja, wir sind Russen! Dann haben die Frauen fünf Zwiebeln und Salz gebracht. Die haben mit uns geteilt und gesagt: Wir geben euch etwas, aber wir sind uns dessen bewusst, wenn wir bei dieser Übergabe irgendwie ertappt werden, dann kommen wir alle, sie und wir ins KZ.“*

Und er erzählt weiter: *„Ich habe im Tunnel mit einem Meister gearbeitet, der hat Anton geheißt. Er wollte wissen, ob ich ihn nach Kriegsende töten würde. Und ich habe gesagt, warum soll ich dich töten, du bist ein guter Mensch! Wir haben niemanden beleidigt und sie uns auch nicht, wir waren jung. Es gab nicht genug Gendarmerie, Polizei, nicht genug Aufseher, man hat uns in die Stadt zum Arbeiten gebracht. Wir waren eine Gruppe von 10-12 Leuten, ein älterer Mann und noch einer haben uns zur Arbeit gebracht. Ein älterer Mann hat erzählt, er habe zwei Söhne und einer sei in Kiev gestorben. Aber ich werde euch deswegen nichts Böses tun. Er hat ein kleines Stück Käse herausgenommen und es auf alle 12 aufgeteilt. Seine Frau hatte ihm das mitgegeben. Das hat mich tief beeindruckt. Wenn man uns etwas zum Essen gab, die Österreicher haben ihr Essen in unseren Topf gegeben und wir haben alle zusammen gegessen.“*

Diese Hilfeleistungen haben sich bei ihm besonders eingepreßt und sie veranlassen ihn dazu, den Gästen aus Österreich für die „Entschädigungszahlungen“ nicht nur herzlich zu danken, sondern er versteigt sich zur Aussage, dass „die Österreicher das beste Volk in Europa“ seien. Und

er hat die Hoffnung auf eine „Wiedergutmachung“ aus Österreich nie aufgegeben:

*„2001 war für uns alle hier eine sehr schwierige Situation. In dieser Zeit hat Österreich zum Glück Geld überwiesen. Aber die Auszahlung hat lange gedauert. Bis 2004. Die Regierung hat das Geld mit Absicht so lange behalten, damit schon viele Leute gestorben sind. Ich habe mir deswegen große Sorgen gemacht. Kurz vor ihrem Tod hat meine Frau noch gesagt, Österreich hat dir nichts gegeben und ich habe gesagt, sie werden schon noch zahlen. Amerika hat gesagt, wir haben nichts, die Österreicher müssen zahlen. Der österreichische Kanzler hat gesagt, wir werden das bezahlen. Ich habe immer aufgepasst im Fernsehen, was man gesagt hat, ich habe die Debatte in den Zeitungen verfolgt. Wenn die Amerikaner sagen, sie haben nichts, dann ist es mir egal, was die Amerikaner sagen. 1938 wurde Österreich okkupiert, damals gab es dort Ostarbeiter. Als die Zahlung 2001 kam, waren wir sehr zufrieden. Auch meine Kameraden waren zufrieden. Wir haben auf der Silvretta in Österreich gearbeitet, und ich habe gesagt, ich warte auf die Hilfe von Österreich. Mein Kamerad hat gesagt, nein, wir wurden von Deutschland zusammengefangen. Ich habe gesagt, ich war in Österreich, und ich erwartete etwas von Österreich. Und wir bekommen noch immer humanitäre Hilfe von Österreich, z.B. habe ich im letzten Jahr € 80 von Österreich bekommen.“*

Um die Euphorie nicht zu groß werden zu lassen, erinnern ihn die Gäste daran, dass auch Hitler „ein Österreicher“ gewesen sei...Nichtsdestotrotz würde Anatolij mit „größtem Vergnügen“ einer Einladung nach Österreich folgen. In seinem Alter sei eine solche Reise allerdings nicht mehr durchführbar, seinem Enkel, der studiert, würde er eine solche Reise und ein Stipendium allerdings von Herzen gönnen. Und er schreibt uns seine Adresse auf.

Einer Österreicheinladung würde auch die Enkelin von Iwan Nesterenko sofort nachkommen. Sie interessiert sich für unsere mitgebrachten Stipendienunterlagen und meint, im Ausland zu studieren, das wäre ein Traum. Iwan Nesterenko, der seit 1942 auf der Silvretta-Baustelle im Einsatz war und Alexander Holowtschenko gut kennt, schildert ausführlich die Schwerstarbeit, die er auf den Illwerke-Baustellen verrichten musste. Tag und Nacht hätten sie geschuftet, solange, bis der Damm mit Wasser gefüllt war.

*„Wir kamen 1942 nach Partenen. Man hat uns in die Berge gebracht, auf die Silvretta. Dort haben wir einen großen starken Damm gebaut. Ich habe dort gearbeitet, gebohrt, Steine weggebracht, Sand geschaufelt, so war die Arbeit. Die Arbeit war schwer, wir haben Tag und Nacht gearbeitet. Ich habe dort gearbeitet bis zum Ende, als der zweite Damm fertig war. Dann hat man Wasser hineingelassen und ein großer See entstand. Von diesem Damm führten zwei große Röhren irgendwo nach unten. Unten war auch ein Damm und ein Kraftwerk. Dann ging das Wasser durch den Tunnel, irgendwo in Partenen ging es weg.“*

Er lebt heute – wie die meisten seiner ehemaligen Arbeitskameraden – in einem kleinen Häuschen in Rowenki. Anders als viele andere lebt er dort nicht allein, sondern mit seiner Familie.

Die Befreiung erlebte Iwan in Deutschland: *„1944 hat man uns aus Vorarlberg weggebracht, man brachte ca. 50 Menschen nach Norddeutschland. Im April 1945 haben mich dort englische Truppen befreit. Dann landete ich beim Militär. Ich bin dort zur Arbeit eingeteilt worden und ich habe ein Jahr bei den englischen Truppen bei der Sanität gearbeitet. Dann haben die Engländer angefangen, unsere Leute zurückzuschicken. Wir wurden genau befragt und alle Angaben wurden überprüft, wer ist was – und dann gelangte ich wieder auf unsere Seite, zu den Unseren.“*

Nach seiner Heimkehr sei er vom KGB ausführlich befragt worden. Generell – so meint er – sei es jenen, die in Deutschland Zwangsarbeit leisten hätten müssen, schlechter ergangen als den Ostarbeitern und Ostarbeiterinnen auf dem Boden des heutigen Österreich. Seine subjektive Einschätzung untermauert er mit dem Hinweis auf das Schicksal von Frau Holowtschenko, die er gut kenne und die im KZ Auschwitz gewesen sei. Innerhalb der Familie habe er seinen Lebenslauf – und damit den „dunklen Flecken“ seines Zwangsaufenthalts in „Feindesland“ – nicht verheimlicht: Seine Tochter und seine Enkelin wüssten darüber Bescheid.

Auch er bedankt sich für die Entschädigungszahlung aus Österreich: Bei seiner mehr als bescheidenen Rente sei sie äußerst wertvoll gewesen. Damit hätte er die nötigsten Besorgungen bestreiten können: Kohle für die Heizung und Kleider für die Familie. Die Zahl jener, die über die Jahre als Zwangsarbeiter authentisch berichten könnten, nehme von Monat zu Monat ab. Nur mehr ganz wenige Gesprächspartner und – innen seien ihm geblieben. Nur mehr vier, die mit ihm in Österreich gewesen seien, lebten noch in der Umgebung. Auch er würde gerne noch einmal als freier Mann nach Vorarlberg reisen. Doch dieser Traum werde sich nicht mehr erfüllen.

## Nesterenko Iwan

### aus Rowenki



Iwan Nesterenko mit Enkelin



Von einer Österreichreise träumt auch Sergej Tschernetz, der Sohn von Nikolai Tschernetz, selbst schon Pensionist.

Sein Vater wurde als Sechzehnjähriger nach Vorarlberg auf die Baustellen der Illwerke verschleppt. Erst 1952 konnte er in seine Heimatstadt Rowenki zurückkehren.

Die schwere Arbeit auf der Baustelle – „Wir haben große und schwere Sandsäcke herumgetragen“ – veranlasste ihn, zweimal einen Fluchtversuch zu unternehmen. Beide Male wurde er erwischt. Er kam zunächst ins Gefangenenhaus in Innsbruck, dann für zwei bzw. drei Monate ins Reicherziehungslager Reichenau. Auf Grund der Arbeitskluft seien Arbeitsflüchtlinge leicht erkennbar und deshalb die Fluchtchancen minimal gewesen. Auf seinem Rücken sei außerdem zur Kenntlichmachung nach dem ersten Fluchtversuch ein rotes Zeichen gemalt gewesen. Nach seinem ersten Aufenthalt im AEL wurde er wieder auf die Silvretta-Baustelle zurückgebracht.

Nach einem Aufenthalt in einem Filtrationslager kam Nikolai Tschernetz 1945 zur sowjetischen Armee. *„Wir haben zunächst in einem Lager gewohnt...Der NKWD hat sehr sorgfältig über unseren Aufenthalt in Vorarlberg nachgeforscht und sie haben mich nach meiner Geschichte befragt. Dann fuhr ich im Zug nach Ungarn. Dort hat man mich trotz meines schlechten Gesundheitszustandes zum Heer einberufen. Ich war gezwungenermaßen Soldat in Ungarn und in Österreich gewesen. Dann hat man mich nach Turkmenistan, nach Achabad und Taschkent geschickt. Ich habe sechs Jahre lang gedient. Man hat mich nicht entlassen wollen. Ab und zu habe ich Nachrichten von Zuhause erhalten. Laut einer Verordnung des Obersten Sowjets – also von Stalin - hatten ehemalige Ostarbeiter die doppelte Militärzeit zu dienen. Deshalb bin ich erst 1952 nach Hause zurückgekehrt. Und dort haben alle auf mich mit dem Finger gezeigt und haben mich schief angeschaut, weil ich ein ehemaliger Ostarbeiter in Österreich war.“*

Seine zwei Kinder, ein Sohn und ein Tochter wüssten „alles über den Ostarbeitereinsatz in Österreich.“ Sergej (Jg. 1952) hätte er im Alter von zwölf Jahren informiert. Er hätte die Informationen „normal aufgenommen.“ Als Grubenarbeiter hätte er in den Siebzigerjahren auch keine beruflichen Nachteile mehr gehabt.

Obwohl Nikolai zwei Mal im Reichserziehungslager (AEL) Reichenau war, erhielt er als „Entschädigung“ nur die „normale Summe“, also jene 2.543 Euro, die laut Gesetz (§ 2) für Industriearbeiter vorgesehen war. Er habe ca. 14.000 Grivna erhalten und damit sei er zufrieden.

Kontakte unter den ehemaligen Zwangsarbeitern habe es in Rowenki kaum gegeben. Nur mit Zweien hätte es engeren Kontakt gegeben. Einer von ihnen war Nikolai Pietrov, der 1998 in Vorarlberg gewesen war.

Welche traumatischen Erfahrungen Nikolai Tschernetz zu verarbeiten hatte, versucht uns sein Sohn Sergej zu veranschaulichen. Sein Vater habe in der Nacht oft deutsch und italienisch gesprochen. Der Grund sei,

## Tschernetz Nikolai

aus Rowenki



Nikolai Tschernetz (re) mit Sohn Sergej

dass er in Reichenau einen Badoglio-Deserteur kennen gelernt habe. Den Kontakt mit ihm habe er – trotz der Bedrohungen in der Sowjetzeit – aufrecht erhalten. Heute habe sich die Zeit geändert: Die „Ostarbeiter“ und „Ostarbeiterinnen“ könnten über ihr Schicksal sprechen – und das sei für sie sehr wichtig.



**Werner Bundschuh (von rechts), Margarethe Ruff, Denis Danchenko (Dolmetscher), Nikolai Tschernetz, Wernfried Ruff, kniend vorne Viktor Khorishko (Dolmetscher) und Sergej Tschernetz vor dem Haus von N. Tschernetz in Rowenki.**

Pawel Lapaew möchte, dass es seine Enkel einmal besser haben als er: Er möchte, dass wir die Unterlagen der „Stipendienstiftung der Republik Österreich“ unbedingt seinen vier Enkeln zuschicken. An sie hat er auch die Entschädigungszahlungen verteilt. „Das hat ihnen sehr geholfen!“. Ein Enkel studiert Jura. Besonders für Sergej (Jg. 1982), ein „Dreher mit Computerausbildung“, wäre ein Aufenthalt in Österreich von Interesse.

Seinen Kindern Nikolai (Jg. 1954) und Sergej (Jg. 1955) hat er im Erwachsenenalter von seinem Arbeitsaufenthalt in Vorarlberg erzählt. *„Was kann ich den Kleinen erzählen, die verstehen nichts.... Wenn wir zusammensitzen und trinken, erzähle ich immer. So was kann man nicht vergessen, das bleibt fürs ganze Leben. Es war eine sehr schwierige Zeit, eine sehr schwierige Arbeit. Von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends. Zementsäcke haben wir auf den Schultern getragen. Die Zementsäcke hat man in der Luft gebracht und wir haben sie getragen zu den Baustellen und haben einen großen Damm gebaut... .. Ein kompliziertes System von Leitungen und Dämmen, drei Dämme und dann noch ein vierter ... dann die Rohre und dann noch ein Damm...“*

Sie hätten mit Verständnis und Mitleid reagiert und versprochen, diese Erfahrungen an ihre Kinder weiterzugeben. Sein Vater wäre im Bilde gewesen, dass er im Silvretta-Dorf gearbeitet hatte. *„Mein Vater sagte, er hat Postkarten aus dem Silvrettadorf bekommen.“* .Nach seiner Rückkehr in die Sowjetunion wurde Pawel Lapaew nach Weißrussland geschickt und wurde dort in einer Mine eingesetzt. *„Meine Eltern waren sehr alt, deshalb hat mich dort entlassen, sonst hätte man das nicht getan. Das war etwa 1947. Man bezeichnete mich als Repatriant.“* Dieses Wort sagt Pawel auf Deutsch. *„Nikolai Nestorenko hat man sogar nach Kasachstan gebracht. Ihm ist es nicht gut ergangen. Als er zurückkam, war er sehr krank. Dort gab es einen deutschen Arzt. Er hat ihm geholfen, nach Hause zu kommen. Nicht alle Deutschen sind schlecht, es gibt viele gute.“*

Nikolai Nesterenko war in Rowenki bis zu seinem Tode vor einigen Jahren der „Illwerke-Archivar“. In seiner Privatkartei befanden sich die Namen und Daten jener Männer aus Rowenki, die auf den Baustellen der Illwerke AG Zwangsarbeit leisten mussten. Die Arbeit in der Mine in Weißrussland unterschied sich für Pawel wenig vom Arbeitseinsatz in Vorarlberg. *„Das war auch eine Form der Zwangsarbeit. Ich hatte kein Recht, diese Arbeit zu beenden, ich war Repatriant.“*

Die Situation der „Repatrianten“ hätte sich allerdings in der neuen Ukraine entscheidend verändert: *„Früher hatten viele Angst zu erzählen - und jetzt sind wir Kriegsveteranen. Obwohl ich Ostarbeiter bin, bin ich trotzdem Kriegsveteran. Früher war das nicht so... Ich bin Repatriant, den Soldaten, die wirklich im Krieg gewesen waren, denen hat man mehr Respekt gezeigt, denn die haben gekämpft. Repatrianten galten weniger. Ich habe aber auch früher kein Geheimnis von meinem Österreich-Aufenthalt gemacht, ich habe es allen erzählt. Es gab solche Leute, die haben das verborgen, die haben Angst gehabt. Denen, die im Krieg gekämpft haben, die hatten mehr Chancen, ein besseres Gehalt zu bekommen. Damals in der Sowjetunion hat Moskau alles geregelt. Jetzt geben sie uns 50% der Heizkosten, weil ich in Österreich war – für Strom und Wasser...“*

## Lapaew Pawel

aus Rowenki



**Pawel Lapaew mit seiner Frau**

In der Hand hält er ein Foto vom Silvretta-Dorf



**In dieser typischen Straße in Rowenki lebt heute Pawel Lapaew**



Auch Nikolai Kowalewski (geboren am 9.1.1926) kennt Vorarlberg gut. Auch er hat auf den Illwerke-Baustellen auf der Silvretta gearbeitet, er kennt Schruns und Bludenz.

1942 wurde er aus seiner Heimatstadt Rowenki verschleppt. Doch er war nicht das einzige Familienmitglied, das einen Teil der Jugend zwangsweise in Vorarlberg verbringen musste: Die Schwester seiner Frau, Maria Nesterenko, die wir ebenfalls interviewten, war auch in Vorarlberg (in Bregenz/Lochau in der Rohrer- Fabrik).

Nikolai Kowalewski (April 2007 in seinem Haus in Rowenki)  
*„Am 30. Juli 1942 hat man uns zusammengerufen und mitgenommen. Ich war 16 ½ Jahre alt. Alle von unserem Ort wurden nach Österreich geschickt, nach Partenen. Dorthin kamen nicht alle, sondern ausgewählte Leute. Von dort wurden wir weiter verteilt. Ich habe an diesem Staudamm gearbeitet. Pietrov habe ich auch später manchmal getroffen. Ich habe damals nicht gewusst, dass er auch dort gearbeitet hat. Man hat die Leute beim Dammbau in zwei Gruppen aufgeteilt, ich war mit einem Mann aus dem Nikolaiewska-Gebiet zusammen. Unsere Leute haben auch auf dem Staudamm gearbeitet, in einer anderen Gruppe. Ich habe sie nicht getroffen, ich hatte beim Arbeiten mit diesen keinen Kontakt. Ich habe dort im Lager gelebt – mit Stacheldraht. Zur Arbeit wurden wir mit Hunden begleitet und manchmal wurde auf uns geschossen, wurde uns auf den Kopf geschlagen.“*

Bei seinem Rücktransport von Vorarlberg in die Sowjetunion wurde er an der heute ukrainisch/polnischen Grenze in einem Filtrationslager über seinen Aufenthalt in Vorarlberg ausgefragt. *„Ich weiß nicht mehr in welcher Stadt in Deutschland man uns alle versammelt hat Das Filtrationslager an der Grenze war sehr groß und dann hat man uns verteilt in verschiedene Orte. Dann wurden wir in Züge verladen und nach Hause geschickt.“*

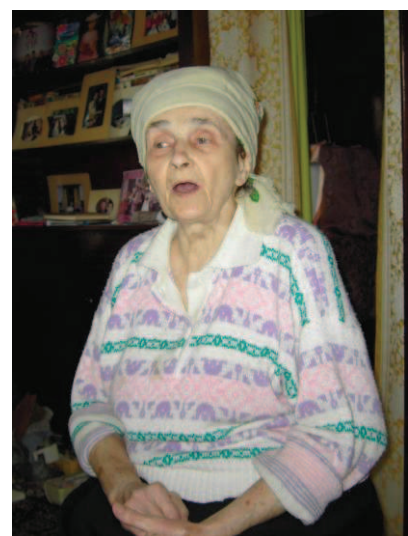
Auch das örtlichen KGB-Amt interessierte sich für ihn. Dennoch konnte er als Lehrling die Bergbauschule absolvieren und später wurde er Kohletransportfahrer.

Er zeigt uns eine Ostarbeiter-Bescheinigung, die zu Vergünstigungen berechtigte. *„Aber dieses Dokument ist von 1992, da bekam man alle Vergünstigungen als Ostarbeiter. Vorher war das nicht so. Jetzt zahlen wir 50 % für das Telefon, nur 9 Rubel ...“*

Mit der Zeit habe das Interesse des KGB für ihn – wie für andere ehemalige Ostarbeiter – abgenommen. Nur bei anstehenden beruflichen Beför

## Kowalewski Nikolai

Jg. 1926  
aus Rowenki



Frau Kowalewski

derungen wurde der Aufenthalt in „Feindesland“ – wie andere Befragungen zeigen – zu einem Hindernis. Bei „gewöhnlichen“ Grubenarbeitern etc. war dieser „dunkle Punkt“ in der Vergangenheit behördlicherseits zwar penibel dokumentiert, relevant wurde er aber im Alltag nicht.

An die große Glocke hängt auch er den Aufenthalt in Vorarlberg nicht. Mit seinen Arbeitskollegen sprach er davon wenig, nur seine Familie informierte er darüber, was er erdulden musste. Seine drei Töchter wüssten jedenfalls von seiner jugendlichen Zwangsarbeiterbeschäftigung in Vorarlberg. Seine Frau dazu:

*„In der Familie haben wir das gewusst, aber den anderen Leuten haben wir nichts erzählt. Zu Sowjetzeiten konnte man als Verräter angesehen werden, deshalb haben wir nichts erzählt. Ich wurde nicht nach Deutschland verschickt, weil ich im Arbeitseinsatz beim Militär gewesen bin. Dort bekam ich eine Hautkrankheit, deshalb wurde ich nicht nach Deutschland verschickt. Meine Schwester hat man geschickt. Die Schwester heißt Maria Nesterenko.“*

Die Frage, ob er die Entschädigung erhalten habe, bejahte er: *„Die Entschädigung von 2555 Mark haben wir bekommen. Zuerst erhielten wir 600 Mark.“ Und Frau Kowalewski fügt hinzu: Aus Russland haben wir 240 Rubel bekommen. Dann 200 Euro, und letztes Jahr im Herbst noch einmal 80 Euro. Wir haben eine Gasleitung verlegen lassen mit dem Geld. Wir mussten aber noch etwas dazuzahlen, denn wir hatten nur 11.000 Grivna. 7.000 Grivna haben wir dazubezahlt. Vielen Dank. Alleine hätten wir uns das nie leisten können. Auch Medikamente haben wir bekommen.“*

Beide sind Österreich für die Hilfe sehr dankbar. Nikolai sagte, er wollte einen Dankesbrief schreiben, aber er wusste nicht, wohin. *„Deutschland hat die Hilfe aufgeteilt, halbiert, zuerst haben sie 65 Prozent und dann 35 Prozent bezahlt. Ein Nachbar war in Deutschland, deshalb weiß ich das. Wir haben von Österreich alles sofort bekommen. Dafür ein großes Dankeschön, ich werde für die Österreicher beten. Sie sind verständnisvolle Leute. Es freut mich, dass man in Österreich anerkennt, dass ein Junge, der nur 16 ½ Jahre alt war, so schwere Arbeit geleistet hat.“*

Nikolai hört sehr schlecht, deshalb antwortet Frau Kowalewski oft für ihn: *„Er ging 1998 nach Luhansk, und mit dem Geld, das ihr gebracht habt, kaufte er sich ein Hörgerät. Großes Dankeschön für das. Er hat auch ein krankes Herz, vor kurzem erlitt er einen Herzinfarkt, es geht ihm jetzt nicht so gut.“*

Er hat drei erwachsene Töchter und drei Enkelkinder. Da sein Enkel Alexander studiert hat, gibt er uns die Adresse an, an die wir die Stipendien-Unterlagen schicken sollen. Er verabschiedet uns mit den Worten: *„Vielen Dank an den Präsidenten und die Leute, die so viel für uns getan haben“.*